

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 221 (1948)

Artikel: Das Bernbiet ehemals und heute
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657183>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bernbief ehemals und heute

Was würde wohl ein 1848er Nationalrat, der
vor 100 Jahren in Bern

an der damaligen ersten Bundesversammlung teilnahm, sagen, wenn er heute wieder nach Bern käme? Würde er sich in der Stadt noch auskennen? Vermutlich schon noch. Aber wie manches Mal müßte jetzt so einer entsetzt zur Seite springen, wenn ihm beim Überschreiten der Straße ein Auto fast den Chuttesack gestreift oder ein Velo beinahe in die Kniekehlen gefahren wäre?

Als die neugewählten Herren National- und Ständeräte Sonntag, den 5. November 1848, in Bern eintrafen — wie mancher von ihnen vielleicht zum erstenmal in seinem Leben —, da konnten sie nicht einfach im Bahnhof aussteigen wie heute. Eine Eisenbahn gab es damals ja erst von Zürich nach Baden, und an einen Berner Bahnhof dachte in Bern noch niemand. Nehmen wir einmal an, der Herr Nationalrat von 1848 sei aus dem Aargau oder von Zürich her nach Bern gekommen. Da die Tiefenaubrücke noch im Bau begriffen war (sie konnte erst 1851 befahren werden), führte ihn der Weg in die Stadt durch den Aargauerstalden und über die Nydeckerbrücke. Auf der Brücke begrüßte ihn ein mit Tannenreisern, Blumengewinden und Fahnen herrlich geschmückter Triumphbogen, und an den Fenstern der Häuser und in den Lauben der Stadt konnte er manch erwartungsvoll geschäftiges Hin und Her bemerken. Die Stadt hatte sich zum Empfang der hohen Gäste und zur feierlichen Eröffnung der ersten Nationalversammlung freudig gerüstet. Ein öffentlicher Aufruf hatte die Stadtbevölkerung ersucht, diesen denkwürdigen Tag festlich zu begehen.

„Nächsten Montag“, so verkündete dieser Aufruf, „treten die Männer in unserer Stadt zusammen, denen das Volk der Eidgenossen seines neuen Bundes Gewalten anvertraut. Diese Männer werden hinfort die Lenker unseres Geschicks sein. — Die Feier des Tages ist ernst, denn sie birgt in ihrem Schoße des Ungewissen viel, und die Zeit, in der wir leben, ist des Wechsels voll. Aber auch seine frohe Seite ist an dem Feste

nicht zu verkennen. Es ist das Fest der Weihe eines neuen Bundes, in dem wir als Brüder einer Familie, als Genossen im Glück wie im Leid zusammen zu wohnen berufen sind. Freuen wir uns, daß wir Feste der Vereinigung feiern, während um uns her die Zwietracht herrscht. Vor allem aber laßt uns mit fröhlichem Herzen der Gastfreundschaft Pflichten erfüllen, die das Vertrauen ihrer Wähler in unsere Mauern ruft.“

Die öffentlichen Gebäude und die Zunft Häuser sollten mit Fahnen geschmückt werden. Von einer Beschlagnahme sehe man ab, doch möge jeder Private es halten, wie er es für gut finde. Hingegen wolle man mit einer allgemeinen Beleuchtung abends „Berns nette Bauart“ zeigen, und da werde gewiß jeder sein möglichstes beitragen, die Stadt im schönsten Lichterglanze erstrahlen zu lassen. Bern solle zur Feier der ersten eidgenössischen Bundesversammlung festlich illuminiert werden, wie es bisher noch nie so großartig gesehen oder veranstaltet worden sei. „Was Einzelnen jetzt in ihrer Gemütsruhe als zu großartig erscheint, wird ihnen schon passend erscheinen, wenn sie sehen, daß es unsern Gästen gefällt“, so fügte der damalige Aufruf fast beschwichtigend bei.

Und wirklich — die abendliche Illumination wurde ein für Bern noch nie dagewesenes, nach damaligen Begriffen überwältigend großartiges Fest.

Der festliche Tag des

6. November 1848

wurde morgens um 7 Uhr durch 155 Kanonenschüsse — für jedes Mitglied des National- und des Ständerats je einen — feierlich eröffnet. Nach einem Gottesdienst im Münster — für die Katholiken in der Französischen Kirche — versammelten sich die Mitglieder der beiden Räte im Rathaus, von wo aus sie sich in ihre Sitzungssäle: der Nationalrat in das alte Casino am Bärenplatz, der Ständerat ins alte Rathaus des äußeren Standes an der Zeughausgasse, in geschlossenem Zuge verfügten — unter Glockengeläute und „ununterbrochenem Kanonendonner“, wie es im Bericht heißt. Nach ziemlich bewegten konstituierenden Sitzungen beider Räte, die im Nationalrat bis

3 Uhr nachmittags sich hinauszog, vereinigte ein solennes Bankett die beiden Räte mit den Stadtbehörden im alten Theater, dem heutigen Café du Théâtre.

mahl, das die Stadtbehörden den über 200 geladenen Gästen offerierte, scheint ein ganz großer Erfolg gewesen zu sein. Die patriotischen Trinksprüche auf das Wohl und Gedeihen des neuen



Der erste schweizerische Bundesrat von 1848

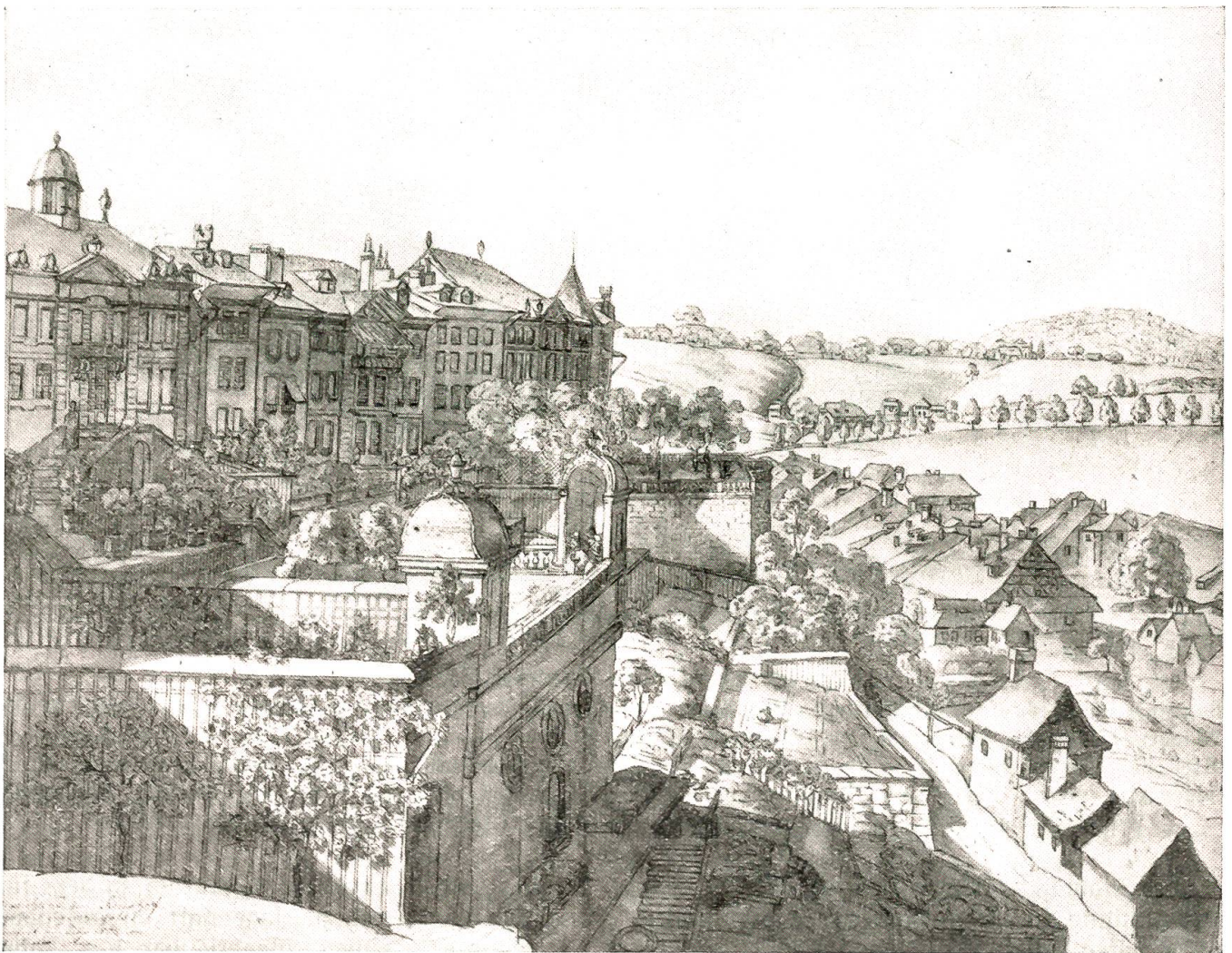
Von links nach rechts: Josef Munzinger (Solothurn), 1791–1855, Bundesrat von 1848–1855; oben: Henry Druen (Waadt), 1799–1855, Bundesrat von 1848–1855; unten: Stefano Franscini (Tessin), 1796–1857, Bundesrat von 1848–1857; Jonas Furrer (Zürich), 1805–1861, Bundesrat von 1848–1861, erster Bundespräsident; oben: Ulrich Ochsenbein (Bern), 1811–1890, Bundesrat von 1848–1854; unten: Wilhelm Naeff (St. Gallen), 1802–1881, Bundesrat von 1848–1875; Friedrich Gren-Hérosé (Aargau) 1801–1873, Bundesrat von 1848–1867

Die Stadt hatte sich die Ehre, die erste Bundesversammlung in ihren Mauern zu empfangen, etwas kosten lassen. Nicht zuletzt mochte dabei die Rücksicht mitspielen, inskünftig Bundessitz und eidgenössische Hauptstadt zu werden. Das Fest-

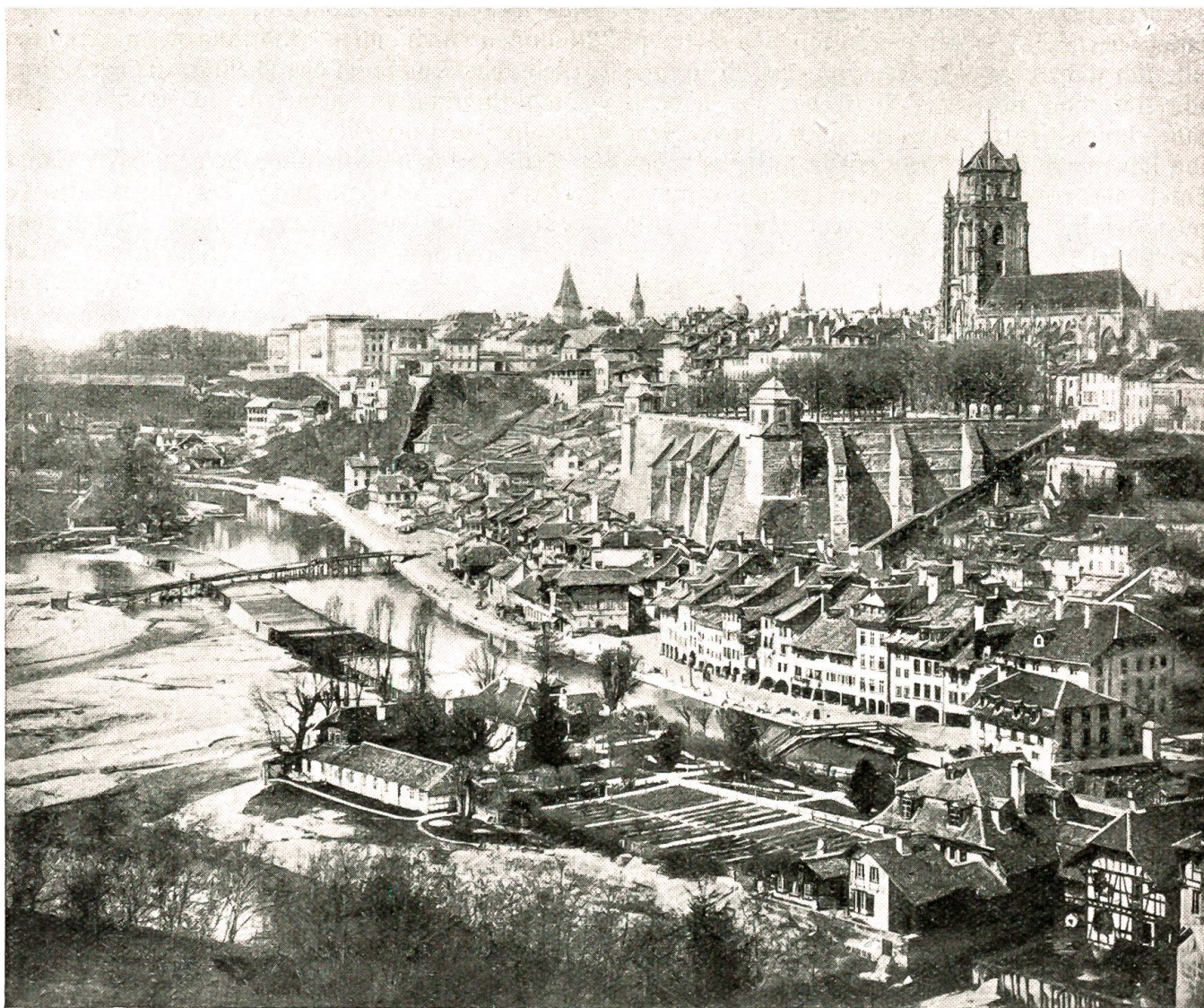
Bundes und der reichliche Zuspruch zu dem für uns Heutige geradezu sagenhaft anmutenden „Kriegsrätler“, einem Waadtländer des Jahrgangs 1796, schufen die schönste und einträchtigste Stimmung. Überhaupt scheinen die Begründer

unseres neuen Bundesstaates vor 100 Jahren recht trinkfeste Naturen gewesen zu sein. Neben dem reichlich fließenden „Kriegsrätler“ sollen überdies noch 200 Flaschen Champagner, also annähernd auf jeden einzelnen Gast eine Flasche, verbraucht worden sein. Die „freilich erchampagnerte“ Stimmung der eidgenössischen Gäste sollte, wie es in einem Zeitungsbericht jener Tage geschrieben wurde, den geäußerten Bankettreden zufolge auch nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen, daß Bern etwa nicht Bundesstadt werden würde. Denn das war vor hundert Jahren noch keineswegs unbestritten. Die Ehre, Hauptstadt der Schweizerischen Eidgenossenschaft

zu werden, wurde auch von Zürich eifrig angestrebt. Zürich war, wie es in einem damaligen Zeitungsartikel heißt, indigniert, daß diese Frage, wer nun Bundesstadt werden solle, überhaupt ernsthaft diskutiert wurde, da es sich doch von selbst verstehe, daß dafür Zürich und nur Zürich in Frage kommen könne. Denn es schide sich, daß die Bundesstadt an einen Ort hinkomme, wo gebildete Leute wohnen, damit man die Boten der übrigen Kantone etwas kultivieren könne. Gebildete Leute gebe es aber nach Ansicht der Zürcher nur in Zürich, und nirgends gebe es so viele Anstalten, um ein europäisches Kulturleben unter die Nationalräte zu pflanzen wie



Der Erlacherhof (Bildmitte) und das Frisching-von Wattenwyl-Haus (links) an der Südseite der Junkerngasse, von der Plattform aus gesehen. Der Erlacherhof war 1848 Versammlungsort des Bundesrates.



Blick auf die Stadt Bern vom Muristal aus im Jahre 1860

In der Bildmitte sieht man noch den 1865 abgebrochenen Christoffelturm, links davon das 1857 fertiggestellte Bundeshaus (heute Bundeshaus-Westbau). Seinen spitzen Helm hat der Münsterturm erst im Jahre 1893 erhalten. Die Photographie – eine große Seltenheit – gehört zu den ältesten noch vorhandenen photographischen Aufnahmen des Stadtbildes von Bern.

in Zürich. Es half jedoch nichts. Bern hat trotzdem in der Frage des Bundesjahres obenaus geschwungen.

Rehren wir zurück zur ersten Bundesfeier vom 6. November 1848 im alten Theatersaal. Hoch gingen da die Wogen der patriotischen Begeisterung; ein zukunftsfroher Idealismus und das stolze Bewußtsein, ein für viele Generationen

grundlegendes großes Werk begonnen zu haben, gab sich in schwungvollen Reden und Trinksprüchen überzeugend kund. Besonders schöne Worte fanden dabei der Alterspräsident des Nationalrates, Sidler, der Stadtpräsident von Bern, Zeerleder, und viele andere, bei denen allen der Wunsch zum Ausdruck kam: „Möge das Vaterland in dem neuen Bunde Glück, Ruhe und

Frieden finden!“ Der radikale Waadtländer Jules Entel feierte die Volksouveränität: das Geschöpf solle sich nicht über den Schöpfer, die Regierung also sich nicht über das Volk, das sie gewählt habe, hinwegsetzen. Prompt wurde diese Rede von seinen politischen Gegnern so ausgelegt, daß Entel die regierenden Herren daran erinnert habe, daß sie doch alles nur Kreaturen seien, und der Pöbel (le peuple!) ihr Schöpfer sei. Denn trotz aller zukunftsfrohen Begeisterung und der freudigen Hoffnung, daß in dem neuen eidgenössischen Bundesstaat die sichere Gewähr für die Freiheit und Unabhängigkeit der schweizerischen Heimat geschaffen sei, war der Parteienhader und die Herabsetzung und Verlästerung des Gegners noch keineswegs aus der Welt verschwunden.

Außerordentlich wirkungsvoll war an jenem festlichen Abend des 6. November 1848 die

Illumination der Stadt.

Kein Haus und fast kein Fenster, das nicht beleuchtet gewesen wäre. Zwar — diese Illumination war damals vor hundert Jahren verglichen mit unseren heutigen Ansprüchen noch sehr bescheiden. Einen Vergleich mit unserer jetzigen Straßenbeleuchtung, welche vielerorts die Nacht zum Tage macht, oder gar mit der modernen elektrischen Scheinwerferbestrahlung, könnte sie keineswegs aushalten. Da jedoch damals noch, eben wegen der fehlenden Straßenbeleuchtung, die Nächte viel dunkler waren, muß sie sich trotzdem sehr wirkungsvoll erwiesen haben. Die Berichte darüber sind voller Bewunderung und wissen nicht genug, die „feenhaften“ Wirkung zu rühmen.

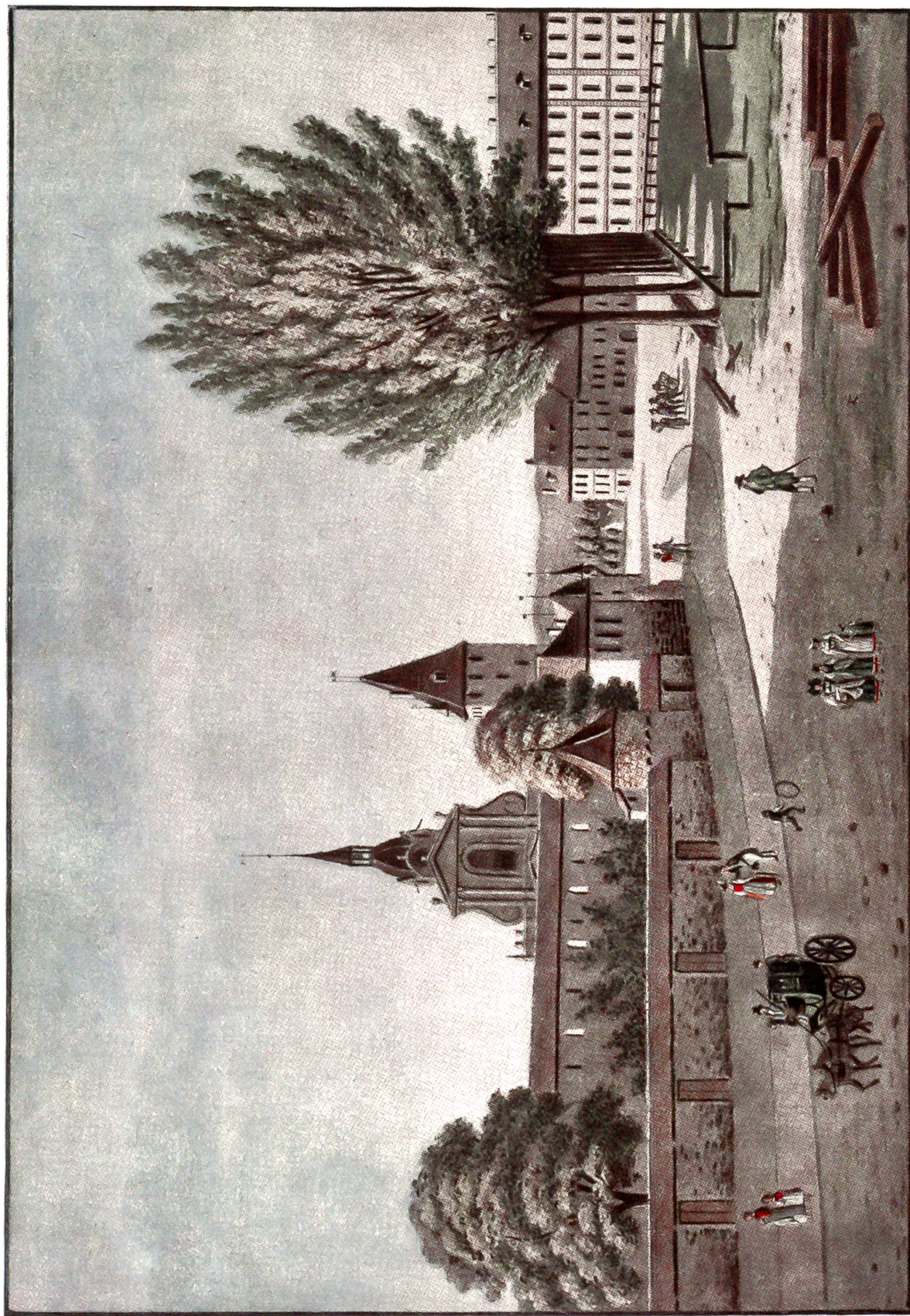
Man muß sich vergegenwärtigen: das Elektrische kannte man noch nicht. Es wurde erst im Jahre 1890 eingeführt. Und Gas gab es 1848 erst seit 5 Jahren. Eine im Marzili errichtete Gasfabrik speiste durch Thonröhrenleitungen die wenigen ersten Gasflammen, die als offene Flammen auch nicht viel heller brannten als Kerzen. Eine solche, damals hochmoderne Illumination hatte sich zur hohen Bundesfeier die Wirtschaft zur Krone zugelegt, nämlich ein Wappenschild mit dem Schweizerwappen in der Mitte, umgeben von den Wappen der 22 Kantone,

aus denen, wie Sonnenstrahlen, offene Gasflammen nach allen Richtungen ausstrahlten. Diese Gas-Sonne sei das Meisterwerk der ganzen Stadtilumination gewesen, so wußten Zeitgenossen zu rühmen.

Mit welchen Mitteln wurde denn diese Stadtbeleuchtung bewerkstelligt? Ein Aufruf in der damaligen Berner Zeitung, dem „Intelligenzblatt“, gibt uns das Rezept. Man nehme Trinktgläser, fülle sie zur Hälfte mit gefärbtem Wasser, gieße darauf Lampenöl, auf welches dann ein schwimmendes Nachtlcht, ein Öldocht, gesetzt werde. Absud von roten Rüben gebe ein schön rotes, Lohrwasser oder Kaffee ein braunes, Waschblau ein blaues und aufgelöster Kalk ein schön gelbes Licht. Auch solle man die Wässer mischen, wobei man grün, violett usw. hervorbringen könne. Man muß sich nun eine Reihe von 6, 10 und mehr solcher leuchtender Gläser auf den Fenstersimsen eines jeden Stadthauses vorstellen, und man wird das Entzücken der durch die nachtdunklen, von keiner Laternenbeleuchtung erhellten Gassen promenierenden Stadtberner noch heute nachfühlen können.

Begleiten wir nun einen der neuen National- oder Ständeräte, wie er während einer Bankettpause vom Theater aus auf einem Stadtrundgang diese Illumination besichtigt. Auf den Theaterplatz hinaustretend, nach einem Blick auf die festlich erleuchtete Fassade des Theaters selbst, sieht er gleich zur linken Hand die im Lichterglanz strahlende Hauptwache, deren Säulen rings mit Lichtern umkränzt sind. Mitten auf dem heutigen Kasinoplatz stand damals noch das städtische Polizeigebäude (die Kirchenfeldbrücke, die den Verkehr heute durch den Engpaß neben der Hauptwache hindurchschleust, entstand erst in den Jahren 1881—1883), und auf diesem Polizeigebäude erinnerte ein beleuchtetes Transparent, ein durchscheinend beleuchtetes Gemälde, in rührend bescheidener Allegorie an die Wachsamkeit der Polizei; es stellte nämlich einen bewaffneten Polizisten dar, neben einem aufrecht stehenden Hahn, und ein Spruch dabei zeigte an, daß das Landjägerkorps zur Sicherheit des Eigentums und der Person, also zum Dienste des öffentlichen Wohles, jederzeit bereit stehe.

Nebenan verkündete ein Transparent, das



Stämpfli & Cie., Bern

Bern im Jahre 1830

Der Platz vor der alten Stadtmauer zwischen Spitalgasse, Neuengasse und Burgerhospital. Im Hintergrund der Bildmitte die Heiliggeistkirche und der 1865 abgebrochene Christoffelturm. Rechts das Burgerhospital. Über der Mauer rechts wurde 1856/57 der Bahnhof erbaut, in den am 15. Juni 1857 der erste Eisenbahnzug einfuhr.

Kolorierter Kupferstich von G. Weibel, 1830

einen Bären darstellte, der sämtliche Kantonswappen auf dem Rücken trug, in einem Spruch:

„Wird Bern nicht Bundesstadt,
Bin ich des Tragens satt!“

Diese deutliche Anspielung wurde jedoch bald entfernt, da sich, wie man rücksichtsvoll vermutete, vielleicht viele der eidgenössischen Räte dadurch beleidigt fühlen könnten, die durchaus nicht der Meinung waren, daß diese noch heftig umstrittene Frage schon entschieden sei.

Auf einem anderen Transparent hieß es witzig:

„Fröhliche Tage, ohne Plage — Heute Feuer,
morgen Steuer!“

Wieder ein anderes richtete den sinnigen Wunsch an die Nationalräte:

„Macht Ackerbau und Gewerbe blühen,
Dann werden auch die bösen Zeiten fliehen;
Denn nicht in der Herrschaft des Schreiberstandes
Liegt das Wohl des Vaterlandes.“

An der Fassade des Theaters gegen die Hotel-
laube prangte eine Art Rütlichswur, nämlich ein
Soldat, ein Senn und ein Freischärler, die mit
erhobener Schwurhand huldigend an ein über
ihnen schwebendes Schweizerwappen hinauf-
schauten. Gehen wir mit unserem Nationalrat
durch den Zeitlochen hindurch, dann können wir
auf der Seite gegen die Marktgasse das durch
Lämpchen hell erleuchtete Zifferblatt bewundern.
Erleuchtet waren die Brunnen und Brunnen-
säulen, und aus der leise flackernden Lichterreihe
in den Hauptgassen strahlten die fahnen-
geschmückten Zunfthäuser in besonderem Glanz. In
witziger Kürze verkündete dort ein Sinnspruch:

„Treu' und Lieb zum Vaterland
Ist besser als viel Öl verbrannt!“,

und hier mahnte ein anderer die Herren National-
und Ständeräte:

„Weise im Rat — Kräftig in Tat!“

Vor der Wirtschaft zum Bären auf dem Bären-
platz war eine fröhliche Verspottung des alten
Zopftums und des neuen „Schnauztums“ als
Transparent angebracht: ob der Haarbüschel
hinten am Nacken als Zopf oder vorn an der Nase
als Schnauz oder noch weiter unten am Kinn
als Bart prange — im Grunde komme es nicht

darauf an, wo er hange, und die Schnäuze
hätten keinen Grund, allzusehr sich über die alten
Zöpfe zu mokieren!

An der Fassade des alten Casinos, dem Ver-
sammlungsort des Nationalrates und der ver-
einigten Bundesversammlung, das an Stelle des
heutigen Parlamentsgebäudes stand, dem es im
Jahre 1896 weichen mußte, war eine thronende
Helvetia zu sehen, der ein Löwenkopfschelmter
und mit einer Keule bewaffneter Herkules die
Bundesverfassung von 1848 überreichte, wäh-
rend sein Fuß auf einem zerbrochenen Schild
stand, auf dem „1815er Bund“ zu lesen war.
Unter dem Bild standen die Schillerschen Worte:

„Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Wie der Versammlungsort des Nationalrates
und der Vereinigten Bundesversammlung im
Casino, so war auch das Versammlungslokal des
Ständerates, das alte Rathaus des Äußeren
Standes an der Zeughausgasse, prächtig ge-
schmückt und erleuchtet. Ebenso das Kornhaus
mit seiner großen Fensterreihe, das Stift, der
Erlacherhof, in dem später der Bundesrat tagte,
das Rathaus, die Bibliothek usw. Sogar das
Zuchthaus, das damals noch am äußeren Bollwerk
sich befand, da wo heute, gegenüber der alten
Kavalleriekaserne, eidgenössische Büros unter-
gebracht sind, sogar dieses alte Zuchthaus war
festlich illuminiert und mit der sinnigen Devise
versehen:

„Auch die Unglücklichen freuen sich des Fort-
schritts!“,

wozu ein bissiger Zeitungskommentar damals
vermerkte, daß diese Unglücklichen sich doch gewiß
eher des „Fortlaufens“ als des „Fortstrettes“
erfreuen würden.

Großen Eindruck machte damals auch das
Münster, dessen oberste Galerie mit einem kolos-
salen, weit in das Land hinausleuchtenden eidge-
nössischen Kreuz geschmückt war. Als es gar punkt
halb 9 Uhr plötzlich in hellstem bengalischem
Licht erstrahlte, da sei ein allgemeines Staunen
durch die ganze Stadt gegangen. Der Turm sei
einige Augenblicke so hell gewesen, als hätte
er in der Mittagsonne gestanden; hierauf habe es
geschienen, als stehe er im glühendsten Abendrot.



Der Christoffelturm war vor seinem Abbruch im Jahre 1865 der merkwürdigste Stadtturm Europas. Der Turm hatte eine Höhe von 54 Metern, die Christoffelfigur selbst war 9,60 Meter hoch.

Als das Feuer ebenso plötzlich erlosch wie es aufgeflammt war, da sei allen, die es gesehen hätten, die Nacht viel dunkler vorgekommen.

Auch der

Christoffelturm,

dieser originellste Stadtturm Europas, dessen Zerstörung jeder Berner noch heute lebhaft bedauert, war mit vielen Hunderten von Lämpchen geschmückt. In den Jahren 1346/47 erbaut, hatte er über ein halbes Jahrtausend den oberen

Stadteingang behütet, bis er im Dezember des Jahres 1864 durch Gemeindeabstimmung mit einem Zufallsmehr von 415 gegen 411 Stimmen, also mit bloß 4 Stimmen Mehrheit, zum Abbruch verurteilt wurde. Innerhalb weniger Monate war jede Spur von ihm verschwunden. Was würde er heute, mit seinem 9,68 Meter hohen Riesenbild des heiligen Christoffel oder Goliath, wie er nach der Reformation genannt wurde, für eine Sehenswürdigkeit bilden! Er bildete den Abschluß der Spitalgasse und stand ziemlich genau an der Stelle, an welcher sich heute die Verkehrsinsel und das Tramhäuschen auf dem Bubenbergplatz befinden.

Große Berühmtheit erlangte der Christoffel im August des Jahres 1848 anlässlich des eidgenössischen Sängertages. Zur Feier des Tages hatte man ihm eine über 8 Meter hohe, von Klaviermacher Flohr verfertigte Baßgeige in den linken Arm gelegt, und ein neuer, beweglicher rechter Arm hielt einen monströsen Geigenbogen, welcher mittels Drähten von links und rechts her über die Saiten der Baßgeige gezogen werden konnte. Die Bestandteile dieses Rieseninstruments waren auf einem mit zwei Pferden bespannten Wagen an Ort und Stelle geführt worden. Hinter der Figur waren zwei Musikanten versteckt, die auf einer rechten Baßgeige spielten, während der Goliath

scheinbar auf natürlichste Weise den Fiedelbogen hin und her bewegte, so daß man glaubte, die brummenden Töne würden durch sein Rieseninstrument hervorgebracht. Auf seinem Haupte prangte als Kopfbedeckung eine große Sonnenblume, so daß die ganze Figur ungemein spaßig aussah. Als der Zug der Sänger mit der Stadtmusik und den Fahnen von der Festhütte auf der Großen Schanze her unter dem Christoffelturm hindurchmarschierte und die Spitalgasse betrat, hielt die Musik plötzlich inne, und oben beim Goliath

fingen zwei helltönende Querpfeifen, die unsichtbar blieben, plötzlich an, den Bernermarsch zu spielen, zu welchem Goliath mit taktmäßigen Bewegungen auf der Baßgeige akkompagnierte. Man kann sich das Erstaunen, die Freude und das Gelächter der Zuschauer und des Sängerezuges denken! Das Possierlichste bei der Szene sei die ernsthafte Miene des Goliath gewesen, der mit seinen weitaufgesperrten Glogaugen auf die wogende und lachende Volksmenge hinunter sah. Der alte Bernermarsch, auf solche Weise parodiert, habe aber bei älteren Leuten, welche noch unter seinen Klängen in den Kampf ausgezogen waren, recht wehmütige Erinnerungen geweckt. Aber das Jungvolk hatte seine helle Freude daran und habe dem Christoffel zugerufen: „Christeli, geig uns einmal einen Schottischen!“ Während des Festzuges brachten die Sängervereine, indem sie die Hüte schwenkten, dem Bassisten ein jauchzendes Lebehoch, und noch bei der Ab- und Heimreise defilierten verschiedene Sängerschöre vor dem Christoffel vorbei, um von ihm Abschied zu nehmen, so zum Beispiel die von Le Locle, die in ihren Fuhrwerken mit fliegender Fahne herbeigefahren kamen und erst, nachdem sie dem Christoffel noch ein Ständchen gebracht hatten, durchs Narbergertor abreisten.

Der alte Christoffel mitsamt seiner gemütvollen Fröhlichkeit ist längst verschwunden, und keiner, der damals vor hundert Jahren in freudiger Begeisterung das Sängerfest oder die Bundesfeier mitgemacht hat, kann uns davon berichten, wie es gewesen ist. Wie manches hat sich seither geändert! Aber wie manches wird sich in den kommenden Jahren und Jahrzehnten ändern? Wie wird es in weiteren hundert Jahren — im Jahr 2048 — bei uns aussehen? Vor hundert Jahren schrieb der damalige Hinkende Bot zum neuen Schweizerbund die folgenden Worte: „Es sei dieses für die ganze politische Gestaltung sowie für die materielle Wohlfahrt des Vaterlandes ein so wichtiges Ereignis, daß es manchem Leser des Hinkenden Boten, der seine Kalender im Schranke aufbewahre, willkommen sein müsse, später nachzulesen, wie es im Jahre 1848 eigentlich gewesen war, und wie damals das Volk von freudiger Hoffnung bewegt war und in dem neuen Bunde eine kräftige und

sichere Gewähr für die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweizerischen Heimat erblickt wurde.“

Die Zeit hat ihrer freudigen Hoffnung recht gegeben. Wir haben eine fast beispiellos glückliche und erfolgreiche Epoche hinter uns. Hinter uns! Was aber steht uns bevor? Was wird der Hinkende Bot im Jahre 2048 von unserer heutigen Zeit dereinst sagen? Str.

Salomonische Weisheit

Vor etwa 70 Jahren saß in einem bernischen Amtsgericht ein alter reicher Bauer. Da er niemand etwas zuleide tat, wurde er trotz seines offenbaren Mangels an allzu großer Weisheit immer wieder von der Volksgunst in seinem Amte bestätigt. Seine Kollegen im Amtsgericht konnten sich nicht darüber beklagen, daß er die Sitzungen ungebührlich verlängere, denn er war ein großer Schweiger schon deshalb, weil er wegen seiner Schwerhörigkeit wenig verstand, was bei den Verhandlungen vorging. Man fragte ihn auch nicht um seine Meinung, wenn es nicht absolut nötig schien. Einmal aber sollte er doch seine Stimme abgeben. Es kam nämlich eine große Schlägerei zur Verhandlung, und die übrigen Richter waren geteilter Ansicht, ob der Hauptangeklagte wegen Totschlags oder bloß wegen fahrlässiger Tötung verurteilt werden solle. Der Schweigsame sollte mit seiner Stimme den Stichtscheid geben. Nach langem Besinnen kam er schließlich zum Ausspruch: „Es wär gschönder, die Gschicht wäri nit passiert!“ W. A.

*

Als Lord Chesterfield englischer Statthalter in Irland war, brach im Jahre 1745 über Nacht ein gefährlicher Aufstand der Iren aus. Er wurde eines Morgens von einem hereinstürzenden, bleichen Bedienten mit den Worten geweckt: „Mylord, wir sind verloren; ganz Irland hat sich erhoben!“

Chesterfield, die Kaltblütigkeit selbst, erwiderte: „Wie spät ist es denn?“

„10 Uhr, Mylord!“

„Nun, wenn ganz Irland um 10 aufsteht, kann ich auch nicht liegen bleiben“, antwortete der Lord und stand auf.